

Gäste von drüben.

Man durchaus gewöhnliches Geistes wird den „Dresdner Nachrichten“ geschrieben: Die Interalliierte Militär-Kontroll-Kommission, abgeleitet aus dem Völkerbund, besteht in Dresden. Diese Kommission ist etwas näher zu beschreiben, dürfte nicht ohne Interesse sein; wenn man genau guckt, ist es vielleicht sogar hohe Zeit, daß die Allgemeinheit sich einmal etwas mit diesen Vertretern der internationalen und offiziellen Völkerverständigung beschäftigt.

Da gibt es einen englischen Major Hennessy. Wenn man den Engländern im übrigen gute Stitten nachräumt, so hat sich dieser Herr jedenfalls sehr schnell dem Kontrahenten, den gewisse Mitglieder der Kommission bezogener. Herr Hennessy aus dem Bunde der ehernen Lords von Großbritannien wohnt meistens heute hier auf dem Weihen Stroh zur Weite. Obgleich das Deutsche Reich bestimmungsgemäß die Kosten für seine Unterbringung, außer seinen sonstigen Gehältern, zahlen muß und ehelich zahlte, hat es der Herr nicht für notwendig gehalten, jemals seine Mietszettel zu bezahlen. Er hält es für unter seiner Würde, dem Boche das schuldige Geld auszuhandigen, aber für durchaus seiner Würde, auf Kosten des deutschen Privatmanns zu leben. Daß er den deutschen Vorkriegsstand, den er wiederholt in Anspruch nahm, nicht bezahlen wollte, versteht sich von selbst. Als Vermittler und Arzt im Wege des Geldes verlagten, nahm er sich einen deutschen Rechtsanwalt zu seiner Verteidigung. Der deutsche Rechtsanwalt machte seine Rechnung aber ohne den Herr, das heißt ohne Herrn Hennessy. Denn nachdem der Anwalt sich für seinen Klienten erheblich in Arbeit gestürzt hatte, ließ Herr Hennessy auch ihn sitzen. Einen Deutschen braucht man nicht zu bezahlen. Jetzt wohnt Herr Hennessy bereits seit reichlich vier Wochen in England auf Urlaub. Er hat mittlerweile eine Wohnung im Deutschen Hof bezogen, für die das Deutsche Reich täglich 80 Goldmark bezahlen darf. Da es Herr Hennessy nicht nötig befunden hat, sein Gepäck anderweit unterzubringen bez. zusammenzustellen, darf das Reich nun für seine Gepäcksaufbewahrung, monatlich 900 Goldmark bezahlen.

Herr Knepper ist belgischer Leutnant. Man muß das besonders erwähnen, sonst würde man ihn seiner Tätigkeit während der Inflationszeit nach vielseitig unter die Kategorie der „Hilfen Kaufleute“ rechnen müssen. Knepper wußte die Konjunktur recht gut auszunützen, hat für ein Spottgeld die verschiedensten Waren in Deutschland aufgekauft und sie als Mittelteil einer exterritorialen Kommission ungehindert nach Belgien und Frankreich geschafft. Als sich das Blättchen gemindert hatte, d. h. als die Rentenmarkt kam und das Valutaverhältnis sich änderte, brachte er schleunigst unverzollt und ohne Papiere einen neuen französischen Kraftwagen nach Dresden, um ihn hier für den vierfachen Preis loszuschlagen. Das Geschäft wurde ihm aber gestört, weil die Polizei sich nach dem Kraftwagen erkundigte. Da Herr Knepper kein reines Gewissen hatte, brachte er ihn alsbald wieder über die Grenze zurück.

Die Hotels ersten Ranges in Deutschland beherbergen schon lange nicht mehr nur erstklassiges Publikum. Was insbesondere während der Inflationszeit sich den Luxus unserrer ersten Hotels leistete, hat manchem Hotelbesitzer und seinem Personal Kopfschmerzen verursacht. Und doch hat Herr Knepper sich wenigstens innerhalb der Grenzen bewegt, die die Inflation vorschreibt. Diese Grenzen zu überschreiten, blieb einem Vertreter der „grande nation“ vorbehalten. Herr Oberleutnant Dese führte sich in einem der vornehmsten Hotels Dresdens derart auf, daß es keinem Angestellten zuge-

mutet werden konnte, ihn weiter zu bedienen. Endlich fand die mehrfache Beschwerde des Hotelbesitzers Gehör. Der Herr Oberleutnant verzogte auf höhere Weisung den Sitz seiner Tätigkeit aus dem Hotel. Leicht war es nicht gewesen, der Kommission die Notwendigkeit einer Lufteränderung für den Herrn klar zu machen. Es bedurfte eines ganz eingehenden Berichtes an die vorgelegte Stelle, um dieses Ziel zu erreichen. Hat es der „grande nation“ zu denken gegeben, daß auch dieser Bericht mit der internationalen Völkerverständigung des diplomatischen Verkehrs schloß, nach der die deutsche Völkerverständigung auch diese Gelegenheit benutzte, um ihre vorzügliche Hochachtung zum Ausdruck zu bringen? ...

Radiotismus.

Von Kurt Seibert.

Eines Abends, ich war ganz besonders harmlos ausgelegt, betrat mein Freund Kasimir meine Wohnung und behauptete, wir müßten Antennen bei mir anlegen. Nicht an mir selbst, denn das sei gewisslos, aber im Zimmer, und zwar Radio.

„Das ist verboten“, sagte ich. „Aber damit hatte ich kein Glück.“ Kasimir meinte, erstens sei das egal, zweitens gewisslos, denn er habe die anderen schon bestellt.

„Die anderen...?“ fragte ich entsetzt. „Gewiß, ein paar Bekannte von mir, ein Ingenieur, seine Frau und ein Herr Globus.“

„Wer ist denn das?“ „Nun, der Ingenieur ist ein Ingenieur, wenn er sein Examen gemacht hat, und seine Frau heiratet er, wenn er Ingenieur ist, und Globus ist ein kleines, gemächliches Fäß, der niemals stört und nichts verdirbt.“

In diesem Augenblick kamen sie auch schon. Die Apparate brachten sie mit. Wir begrüßten uns und machten es uns sozusagen bequem, das heißt, die Frau legte sich gleich der Länge nach auf die Chaiselongue und begann vier Dutzend Apfelsinen zu schälen, die sie mitgebracht hatte. Kasimir begann mit Globus zusammen die Möbel durch das Zimmer zu tragen und alle radiofeindlichen Gegenstände aus Metall wie Schreibtisch, Schreibmaschine und einige Stahlfedern vom Schreibtisch zu entfernen. Der Ingenieur trank zwei Konaks, dann erklärte er:

„Der heutige Abend ist besonders günstig, da zum ersten Mal die große Operettenneuheit, „Die Räubers vom Pimpopo“, auf radiolistischem Wege verbreitet werden wird mit dem bekannten Schläger:

Am Pimpopo, am Pimpopo, Da sind die Räubers gar nicht so.“

„Könnten wir nicht lieber den Tanzsaal oder ein gutes Konzert...?“ regte ich schüchtern an.

Aber ich wurde abgewiesen. Solche veraltete Sachen ausgerechnet durch Radio zu hören, sei geschmacklos. Viel wichtiger sei, ob ich ein Bett hätte. Da ich weder in meiner eigenen Wohnung geschmacklos wirken wollte, trockener aber über ein Bett verfügte, öffnete ich die Schlafkammer. Der Ingenieur bestellte das Bett auf, bohrte mit dem Messer ein Loch in die Matratze und steckte einen langen Draht hinein. Einen andern befestigte er an der Dängelampe. Dann setzte er sich an den Tisch und drehte an dem Sucher.

„Ich höre nichts“, sagte der dicke Globus, der sich tief in meinen neuen Klubstuhl gesetzt hatte, auf dessen Lehne Kasimir lag.

„Sie müssen einen Kopfhörer annehmen“, sagte ich. Herr Globus tat dies, auch, behauptete aber, ohne dieses Instrument besser zu hören und unterließ sich wieder mit der Frau, die ihn liebhaft zu interessieren schien.

„Natürlich müssen wir abstimmen“, meinte der Ingenieur.

„das ist nicht so einfach.“ Und es drehte am dem Sucher. „Ich habe das Gefühl, als hörte ich etwas“, sagte er nach einer Weile.

Aber es war nur das Gequatsche seiner Frau, der Globus eben einen guten Witz ergötzt hatte. Dieser wand sich ein Stück Kupferdraht an das linke Ohr, hielt sich ein Tablett auf den Kopf und sagte:

„Ich höre nichts.“ Kasimir stellte an Hand der Zeitung fest, daß das Konzert schon lange begonnen habe, es konnte also nur an der Leitung liegen. Blödsinn sprang der Ingenieur auf.

„Ihre Lampe ist ja drongiert. Das geht nicht.“ Er schraubte den Draht ab, ließ in den Gang zum Geometer und verband diesen mit seiner Antenne. Wir hörten angestrengt, vernahmen manches lustige Geräusch von der Straße, aber in den Ohren regte sich nichts. Globus beschäftigte sich mit dem Mädchen, das er mit Apfelsinen schalen bewarft, bis sie stets zurückschoberte. Dazu sangen sie:

„Aus — gerech — net Da — naaaa — nen Bananen legt son Hund vor die Tür.“

Kasimir spielte mit zwei Drähten, die er von der Erde aufgefassen hatte und klappte Globus damit an den Föhren, um zu sehen, ob der Lachen würde. Jener tat das aber nicht, sondern sagte nur in gewissen Abständen:

„Ich höre nichts.“ Blödsinn begann sich in den Ohren etwas zu regen. Wir hatten es beide gleichzeitig vernommen, und hoben die Hände beschwörend hoch, damit größte Ruhe eintrete. Ganz leise, in weiter Ferne vernahmen wir ein Geräusch. Krächzend und fragend, undeutlich, aber immerhin ein Geräusch, das war nicht abzuhören.

„Das muß die Arie aus dem zweiten Akt sein“, meinte der Ingenieur und begann seine Antenne noch zu verstärken. Aber es blieb ein Geräusch, Ruffel wurde es nicht.

Globus, der Kasimir erschrecken wollte, trat nach hinten mit den Füßen aus, verlor die Balance, fiel halb vom Sofa, halb vom Sessel — er hatte auf beiden Möbeln zugleich gelegen — und rief dabei an den Drähten, die Kasimir in der Hand hielt. Das Ergebnis war, daß er uns beiden die Kopfhörer herunterzog, und nun schlug er, auf der Erde liegend, eine ganz unglückliche Sache an. Er hielt beide Drähtenden in die Höhe und rief immer wieder:

„Ich höre nichts, ich höre nichts.“ Und nun stellten wir fest, daß wir vergessen hatten, die Ohren an die Antennen anzuschließen. Schnell machten wir die Schrauben auf, schoben die Kupferenden durch, und siehe da, sofort hörten wir klar und deutlich, wie der Ansager von der Sendestation sagte:

„Ich hoffe, meine Herrschaften, die Vorstellung hat Ihnen gefallen! Fortsetzung morgen abend!“

„Eins möchte ich nur wissen“, meinte der Ingenieur, während er seine Apparate und seine Frau einpackte, „woher die Töne kamen, die wir vorher ohne Zweifel vernommen haben?“

„Ich glaube“, sagte Kasimir, „das Geräusch war ich. Ich habe nämlich mit den Drähtenden dayernd Globus an den Schulhöfen getrafft.“

Das prächtige Haar. In duftiger Schönheit, Reinheit und Fülle — wie Sie es sich wünschen — erhalten Sie einzig u. allein durch regelmäßige Kopfwäsungen mit dem millionenfach bewährten, sodafreien KOMBELLA-SHAMPOO. Zu haben: Drogerien Simon und Erié & Co.; in Lößnitz: Louis Windisch Nachf.

Das Chamäleon.

Von Sven Elvskab.

Kontrollierte Uebersetzung von Gertrud Bauer. (A. Fortsetzung.)

Während Luitze in ihre Zimmer zurückging, um die Reiseleitung abzulegen, begleitete Hans Christian den Deutnant in das Obergeschoß hinauf. Der Deutnant war sehr befriedigt, als er die Einrichtung dort betrachtete, und es ging ganz wie Hans Christian es erwartet hatte. Deutnant Rosenkrantz setzte sich sofort in den tiefen, bequemen Sessel am Kamin und legte die Füße auf das Kaminraster.

„Vortrefflich“, murmelte er.

„Wünschen Sie sonst noch etwas?“ fragte Hans Christian.

„In einer Stunde wird gespeist.“ „Nichts, lieber Freund“, erwiderte der Deutnant, der mit halbgeschlossenen Augen dasaß. „Ich bin müde von der Reise und möchte ein wenig ruhen. Sind meine Koffer heraufgebracht worden?“

„Die Koffer stehen im Schlafzimmer, Herr Deutnant.“

„Gut.“

„Soll ich die Lampe anmachen?“ fragte der Diener.

„Danke, nein.“ erwiderte der Deutnant. „Ich liebe die Dämmerstunde.“

„Aber es wird jetzt doch ganz finster.“

„Ich liebe auch die Finsternis.“

Hans Christian ging auf die Tür zu.

„Warten Sie ein wenig“, bat der Deutnant.

Hans Christian blieb stehen. Er konnte vom dem jungen Offizier fast nichts mehr sehen als die glänzenden Knöpfe, so begraben lag der Deutnant in dem tiefen Sessel mit dem hohen Rücken; aber er hörte es der schleppenden Stimme an, daß der junge Mann müde war.

„Was befehlen der Herr Deutnant?“

„Der Revolver, Hans Christian! Wie hing das eigentlich zusammen?“

„Ich habe aber gesehen, daß Sie mit dem weißhaarigen Herrn, dem Pfarrer, einen Brief gewechselt haben.“ Herr Rosenkrantz immer noch mit matter, schlendernder Stimme fort.

„Nicht möglich, Herr Deutnant!“

„Ich glaube, Sie wissen mehr, als Sie Wort haben wollen.“

„Herr Deutnant treten Sie.“

„Dahinter steckt trotzdem Geheimnis.“

„Durchaus nicht, Herr Deutnant.“

Rosenkrantz schüttelte.

„Das ist ja eine langweilige Sache. Leben Sie ein wenig wohl, Hans Christian.“

„Guten Abend, Herr Deutnant“, erwiderte Hans Christian und ging seines Weges.

Nach einer Stunde war das Abendessen aufgetragen. Als der General in den Speisesaal trat und dort den gedekten Tisch und die Köchin, Frau Andersen, erblickte, rief er sich vergnüglich die Hände.

„Wir wollen sofort zu Tisch gehen“, sagte er. „Wo ist der Herr Deutnant?“

„Der Herr Deutnant ruhen sich aus“, wurde gesagt. Fräulein Luitze ging hinaus in den Vorraum und rief die Treppe hinauf:

„Herr Baron! Herr Baron! Schlafen Sie? Die alten Weine von Jernegaard warten auf den Kenner.“

„Ich komme!“ ließ sich die Stimme des Deutnants vernehmen, und gleich darauf kamen Tritte die Treppe herunter und die schlante Gestalt des Deutnants tauchte aus dem Dunkel auf. Als er in den Speisesaal trat, stuzte der General unwillkürlich.

„Sind Sie krank, Deutnant Rosenkrantz?“ fragte er.

„Sie sehen so blaß aus.“

„Ich habe Kopfschmerz“, erwiderte der Deutnant.

Er war sonderbar ernsthaft.

Nachts Kapitel.

Am Kaminfeuer.

Der General hatte erwartet, das ausgezeichnete Essen und die guten Weine würden den Deutnant wieder etwas aufmuntern, aber dieser war während der ganzen Mahlzeit merklich still und gedreht. Deutnant Rosenkrantz gehörte zu den verzogenen, kläglichen Naturen, die ihre Freude über ihre Nichtmüdigkeit nicht zu verhehlen vermögen.

Fräulein Luitze fuhr immer weiter fort, ihn zu nicken und anspielige Bemerkungen zu machen, und Rosenkrantz fand sich mit engelgleicher Geduld in diese Behandlung. Nur wenn sie es gar zu schlimm trieb, antwortete er mit einem halb wehmütigen, halb sehenden Lächeln, und dann strahlte sie ihn an und nickte ihm freundschaftlich zu. Sie standen auf dem Kriegsfuß miteinander, aber dieser Kriegszustand war von der Nebenwärtigen Art, die stets einzutreten pflegt, wenn zwei Menschen, die einander im Grunde gern haben, die Luft abkühlt, ständes zu stehen.

Sie nannte ihn beiläufig Herr Baron, obgleich sie wußte, daß er das nicht leiden konnte.

„Der Herr Baron haben in unserem Garten Klima Kopfschmerz bekommen“, sagte sie. „Wir geben dieser Krankheit einen anderen Namen.“

„Und wie heißen wir sie denn?“ fragte der Deutnant. „Wir heißen sie Helminthos“, erwiderte sie schelmisch. „Helminthos, gnädiges Fräulein! Aber ich bin doch dabei.“

„Ja Kuchen, Sie heißen dieses Band gewiß nicht ihre Helmat. Sie sehnen sich sicherlich nach Paris zurück, nach den Künstlerkabarets auf dem Montmartre, nach Dulu und Tutu.“

„Reden Sie davon nicht, gnädiges Fräulein. Ich habe Paris aus meinem Herzen verbannt.“

„Aber das muß ein ganz schreckliches Kopfschmerz sein, lieber Rosenkrantz“, warf der General ein. „Ich habe Sie noch niemals so blaß gesehen. Jedenfalls nicht mehr seit —“

Dem General war ein Erlebnis eingefallen, und indem er sich an Pfarrer Winter wandte, fuhr er fort: „Rein, seit einem Abend vor zwei Jahren habe ich Deutnant Rosenkrantz nicht mehr so blaß gesehen. Es war im Jodelklub. Da hätten Sie ihn sehen sollen, Herr Pfarrer. Ich bin selten in meinem Leben auf einen Menschen so stolz gewesen wie damals auf Deutnant Rosenkrantz.“

Der Deutnant versuchte, den General zum Schweigen zu veranlassen, aber dieser sprach trotzdem weiter: „Gerade so, wie Deutnant Rosenkrantz bei jener Gelegenheit aufgetreten ist, so soll ich ein Edelmann und ein Offizier benehmen. Man erkannte sofort, daß alter Adel in ihm steck. Und wie treten unsere elenden Stillsitzen heutzutage auf? Mit Bergleichen und Wootaten kommen sie daher, phü Teufel! Nein, da hat unser junger Freund anderes Blut in den Adern. Prost, Rosenkrantz!“

„Herr General, Sie wären in ähnlicher Lage genau so aufgetreten“, erwiderte der Deutnant.

„Ja, lieber Freund, genau so wäre ich aufgetreten, darauf können Sie schwören, Herr Pfarrer.“

Der Pfarrer schüttelte lachte den Kopf, aber der General sprach ruhig weiter.

„Niemand verzehe ich den Augenblick, da sich Deutnant Rosenkrantz vom Speisetisch erhob, als über eine bekannte Dame in herablassender Weise geredet wurde. Gelassen wandte er sich an den Pfarrer und sagte: „Wonnflaur, ich habe Sie wohl nicht recht verstanden?“